

PETER HOFMANN

Humandifferenzierung werdender Elternschaft

Geschlechtsgleiche und -ungleiche Familiengründungen im Vergleich

I. Elternwerden und Geschlechterdifferenzierung

Dieser Beitrag betrachtet vergleichend Familiengründungen zwischen Paaren unterschiedlicher Geschlechtskomposition: solche, die auf die Geschlechterdifferenz rekurrieren, und solche, die ihre Elternschaft nicht umstandslos in Mutterschaft und Vaterschaft differenzieren können oder wollen. Der Vergleich zwischen geschlechtsungleichen und geschlechtsgleichen Paaren bietet die Chance, die im Rahmen der Familienwerdung kulturell stark vorgezeichneten Differenzierungsprozesse jenseits ihrer bloßen Selbst- und Fremdzurechnung auf die Geschlechterdifferenz besser zu verstehen und eine der am stärksten naturalisierten Transitionen auf ihre möglichen differenzerzeugenden Antriebsfaktoren zu untersuchen. Dazu konzentriert sich der Beitrag auf empirische Rekonstruktionen der Binnenperspektive von drei verschieden zusammengesetzten Elternschaften in ihrem Entstehen.

Alle drei Fälle teilen einen konventionellen Rahmen, insofern sie (soziale) Elternschaft an eine Paarbeziehung binden. Damit bewegen wir uns im Kontext einer Soziologie der Paarbeziehung und ihrer Geschlechterordnung. Die Geschlechtszugehörigkeit bleibt für die meisten Menschen ein zentrales (Ausschluss-)Kriterium bei der Partnerwahl – neben Faktoren wie dem Alter(sunterschied), Sympathie, Attraktivität und sozialem Status. In der weiteren Entwicklung von Paarbeziehungen kann die Geschlechterunterscheidung aber auch zunehmend in den Hintergrund rücken (Hirschauer 2013; Luhmann 1988). Zwar können Eigenschaften des Partners immer auch geschlechtlich zugerechnet werden (»typisch Mann«), doch die Geschlechterunterscheidung tritt im Alltag oft hinter individualisierte Zuschreibungen zurück, die durch die Vertrautheit der Beziehung geprägt sind. Während körperliche Geschlechterdifferenzen auf sexueller Ebene eine Rolle spielen, können sich Paare auch als »beste Freunde« beschreiben und sind Partner in anderen zentralen Lebensbereichen wie Wohnen, Freizeit, Wirtschaften oder Kindererziehung. Die Relevanz der Geschlechterdifferenz ist also nicht in allen Aspekten der Partnerschaft gleichbleibend ausgeprägt. Eine empirische Frage ist,

in welchen Situationen Partner sich gegenseitig als Geschlechtszugehörige hervorbringen und inwiefern sie diese Unterscheidung als sozial ordnungsstiftend erleben. Ebenso stellt sich die Frage, welche weiteren Differenzierungen im Alltag damit verknüpft sind und wie diese mit dem Anspruch auf soziale Gleichrangigkeit vereinbart werden.

Eine Phase im Verlauf von Paarbeziehungen, die die Geschlechterunterscheidung (nach der Paarbildung) besonders stark (re-)aktiviert, ist die des Kinderkriegens. Sie wirft aus soziologischer Perspektive die Frage der geschlechtlichen (Ent-)Differenzierung werdender Elternschaft auf. Während viele Paare eher allmählich und u. U. erst getriggert durch das soziale Umfeld in den Erwartungshorizont einer möglichen Elternschaft geraten, richten einige ihre Beziehung mehr oder weniger von Beginn an implizit oder explizit auf eine künftige Familiengründung aus. In traditionaler Sicht findet die Geschlechterunterscheidung, wenn aus Beziehungspartnern Mütter und Väter werden, zu sich selbst und ihrer ›natürlichen‹ Form – Kinderkriegen und Geschlechterdifferenz sind sinnhaft eng aufeinander bezogen (Heitzmann 2017). Die Rollendifferenzierungen, die mit dem Kinderkriegen einhergehen, reichen weit über die körperlich notwendigen Funktionen hinaus (Lege 2017). Wenn Frauen zu Müttern und Männer zu Vätern werden, tritt eine soziale Transition ein, die sich auch als eine gesellschaftlich dominante Form familialer Humandifferenzierung verstehen lässt.

Die Phase rund um die Zeit der Schwangerschaft ist eine kulturell stark institutionalisierte und zugleich naturalisierte Statuspassage, die im weitesten Sinne romantisch konstituierte Paare in Elternpaare transformiert. Die Beziehungspartner finden sich als (werdende) Väter und Mütter eines Kindes wieder, das sie wiederum erst zu Eltern macht. Wer die soziale Mutter- und wer die Vaterschaft gegenüber dem Kind übernimmt, ist durch die körperliche Beteiligung am Zeugungsgeschehen bzw. allein durch die Geschlechtszugehörigkeit der Partner bereits weitgehend gesetzt. ›Vater, Mutter, Kind‹ ist längst nicht mehr die einzige soziale Konstellation, stellt aber auch heute noch zumindest diejenige dar, vor deren Hintergrundfolie uns alternative Formen des Kinderkriegens als alternativ erscheinen. Um empirisch danach fragen zu können, welche Personen, Artefakte, sozialen und körperlichen Prozesse auf welche Weise am Elternwerden beteiligt sind, und um Elternschaft und Geschlecht analytisch trennen zu können, sind einige begriffliche Umstellungen hilfreich (Hirschauer u. a. 2014: 256 ff.): Wir sprechen von der Person, in deren Körper die Schwangerschaft verortet ist, als der *Austragenden*, von Personen, die an zentraler Stelle an einer Schwangerschaft und ihren sozialen Erwartungen teilnehmen als *Ko-Schwangere*, von *sozialer Schwangerschaft* als einem Prozess, der (analog zur *sozialen Elternschaft*) die starke Eigendynamik sozialer und psychischer Prozesse gegenüber körperlichen hervorhebt. Wenn man Schwangerschaften als

verteiltes Geschehen analysiert, an dem neben körperlichen viele soziale Prozesse und Akteure, Erwartungen und Institutionen beteiligt sind, lässt sich leichter rekonstruieren, welche Faktoren (werdende) Elternschaft so stark auf Geschlechter zurechnen lassen und insbesondere auf Frauen zentrieren.

Als alltagsweltlich ›normal‹ gelten genau zwei geschlechtskomplementäre Elternpositionen: Vater und Mutter.¹ Gleichzeitig werden mit einem Kind weitere Verwandtschaftspositionen mit je eigenen Beziehungserwartungen geschaffen. Auch Geschwister, Großeltern, Tanten und Onkel kommen durch die Geburt eines Kindes in die Welt. Insbesondere mit der Eltern-Kind-Beziehung gehen Abhängigkeitsstrukturen einher, die den Alltag und die Biografien der Beteiligten langfristig bestimmen. Bei der Vater-Mutter-Kind-Formel handelt sich um eine Form von Humandifferenzierung, die die Mitglieder einer Familie relational konstituiert und dann, zumindest dem kulturellen Ideal nach, ein Leben lang konstant hält. Die soziokulturelle Vorstellung von Verwandtschaftspositionen stiftet Kategorisierungen, die verwandte Personen mit unterschiedlichen Erwartungen sozialer Nähe ausstattet. Mutter oder Vater zu sein, zählt aber auch über die Kleinfamilie hinaus als ein gesellschaftliches Statusmerkmal, das zu gewissen Kollektivierungen einlädt, nicht nur am Vater- oder Muttertag. Die Geschlechterdifferenzierung der Elternschaft wird damit weit über biologische Belange hinaus verlängert, sie vergeschlechtlicht Menschen nach ihrer Geburt ein weiteres Mal für ihr ganzes Leben. Rechtlich ändert daran (derzeit) selbst eine geschlechtliche Transition nichts.

Auf der anderen Seite hat die Institution der Mutterschaft und Vaterschaft seit einigen Dekaden an Fraglosigkeit eingebüßt. Der Nexus zwischen geschlechtsdifferenten Zeugungs- und Familienrollen wird schwächer, Elternschaft wird geschlechtsindifferent gehandhabt als noch vor ein oder zwei Generationen. Gleichzeitig wird die naturalisierte Form traditionaler elterlicher Geschlechterdifferenzierung durch die Zunahme und wachsende Akzeptanz geschlechtsgleicher Familiengründungen in ihrer Selbstverständlichkeit herausgefordert. Elternschaft konkretisiert sich mittlerweile in noch geringen, aber steigenden Zahlen in unterschiedlichen Besetzungen,² die auf einer kulturellen Entkopplung von

- 1 Ich beziehe mich hier auf den westeuropäischen und nordamerikanischen Kontext. In vielen Gesellschaften kann dies völlig anders ausfallen und wiederum interessante Vergleichsperspektiven bieten, wie u. a. Alber (2014) sowie Pooley und Kaveri (2016) zeigen. Außen vor bleiben muss im Rahmen dieser Darstellung auch die rechtliche Perspektive, die wichtige Rahmenbedingung der An- oder Aberkennung elterlicher Positionen setzt (siehe Teschlade 2024).
- 2 Zum Fallspektrum diversifizierter Elternschaft gehören überdies Konstellationen, in denen Elternschaft jenseits des Ideals der Paarbeziehung, etwa in Form gewählter Single-Elternschaft (Bock 2000), im Rahmen polyamoröser

Sexualität, biologischer Reproduktion und sozialer Elternschaft beruhen. *Alle* Paare können sich immer weniger auf traditionelle Formen verlassen, sie müssen für sich selbst aushandeln und ihrem Umfeld gegenüber begründen, wie sie ihre Elternschaft herstellen, leben und gestalten, bis hin zu der Frage, wie ein eigenes Kind überhaupt auf den Weg gebracht werden soll. Dabei lockert sich die Kopplung der Elternrollen an die Geschlechterdifferenzierung auf unterschiedliche Weise; das Gendering der Elternschaft entfaltet sich in unterschiedlich spezialisierten Varianten oder kann vollständig erodieren.

Wie signifikant wird noch zwischen Vater und Mutter bzw. väterlichen und mütterlichen Aufgaben unterschieden? Wie stark orientieren sich im Zuge der Elternwerdung anfallende Entscheidungen am Eltern-geschlecht? Um Antworten auf diese Fragen näherzukommen, werde ich im Folgenden drei Fälle der geschlechtlichen Komposition von Elternschaften miteinander vergleichen: geschlechtsungleiche, weibliche und männliche. Unter welchen Bedingungen werden ›doing gender‹ und ›doing parenting‹ verknüpft oder entkoppelt? Auf welche Weisen wird die Geschlechterunterscheidung jeweils eingesetzt, veranschlagt oder zurückgedrängt, um verschiedene Formen elterlicher Differenzierung zu realisieren? Es geht mir nicht darum, Konstellationen von Elternschaft typisierend zu erfassen, – etwa Formen queerer und konventioneller Elternschaft zu unterscheiden – sondern darum, das Fallspektrum vergleichend zu nutzen, um etwas über die allgemeinen Prozesse elterlicher Humandifferenzierung in Erfahrung zu bringen. Auch soll es nicht darum gehen, werdende Elternschaft an Gleichheitsidealen zu messen, wie Eltern dies meist bereits selbst tun. Vielmehr geht es mir darum, zu beobachten, wie – mehr oder weniger unweigerlich entstehende – Asymmetrien werdender Elternschaft geschlechtlich zugerechnet, fixiert und reifiziert werden. Für die Vergleichsstudie wird eine kleine Auswahl von zwei Fällen geschlechtsgleicher und einigen Vignetten geschlechtsungleicher Elternschaft herangezogen.³ Die Auswahl der Daten orientiert sich an ihrem analytischen Potenzial, Einblicke in Differenzierungsprozesse des privaten Lebens zu gewinnen, sowie an ihrer kontrastiven Signifikanz. Die Fälle bilden also nicht möglichst ›typische‹ oder

Beziehungen (Pallotta-Chiarolli et al. 2020), von Co-Elternschaft (Wimbauer 2021) oder als Transelternschaften (Bower-Brown 2022; Pfeffer & Jones 2020) gelebt werden.

- 3 Der Beitrag basiert auf den Daten zweier DFG-Projekte zur geschlechtlichen Differenzierung und Entdifferenzierung geschlechtsgleicher und geschlechtsungleicher Elternschaften an der JGU Mainz. Dabei greife ich auf exemplarische Einzelfälle eines größeren Datenkorpus aus 35 geschlechtsungleichen und 14 geschlechtsgleichen Paaren zurück. Die Interviews durchliefen einen dreistufigen Analyseprozess von der deskriptiven Fallrekonstruktion über ein fallübergreifendes Codierverfahren bis zu thematisch strukturierten Vergleichsanalysen.

›durchschnittliche‹ Realitäten ab, sie sollen vielmehr in ihrer jeweiligen Individualität genutzt werden, um Ansatzpunkte und Dynamiken elterlicher Differenzierung bei der Familienentstehung sichtbar zu machen. Den Befremdungsgewinn des Vergleichens steigernd, beginnen wir mit dem kulturell vielleicht unwahrscheinlichsten Fall der Verwirklichung von Elternschaft, der mutterlosen Elternschaft.

2. Ko-Väter – die Herstellung ›mutterloser‹ Elternschaft

War es vor wenigen Dekaden noch völlig undenkbar, dass Männerpaare Eltern werden, ist dies heute eine zunehmend verwirklichte Option, die aber mit einigen Widerständen verbunden ist (Teschlade 2024). Erstens ist die gesellschaftliche Erwartung, Eltern zu werden, gegenüber Männerpaaren (noch) eher gering. Anders als Frauenpaare, deren elterliche Eignung weniger in Frage gestellt wird, müssen Männerpaare gesellschaftlich tendenziell erst unter Beweis stellen, dass sie es auch können.⁴ Zweitens sind die soziotechnischen Hürden für Paare ohne (funktionsfähige) Gebärmutter größer als für Paare, die ›nur‹ über keine, bzw. keine zeugungsfähigen Spermien, aber ansonsten über die ›Bordmittel‹ einer Schwangerschaft verfügen. Männerpaaren, die ihre Elternschaft mehr oder weniger exklusiv gestalten wollen, das heißt, ohne diese etwa mit einem lesbischen Paar zu teilen, bleibt dann nur die Bewerbung um eine Pflegschaft, mit dem Risiko, dass diese irgendwann endet, eine Adoption mit hoher Konkurrenz und schlechten Chancen, oder eine Leihmutterschaft, die aber in Deutschland und weitgehend auch in Europa (zumindest in kommerzieller Form) verboten ist.

Trotz solcher Hürden reifen Kinderwünsche aber immer mehr auch in Männerpaaren heran, je stärker geschlechtsgleiche Paare gesellschaftlich an Normalität hinzugewinnen. Dies ist ein Hinweis darauf, dass es vor allem die soziale Institution der Paarbeziehung ist, die Männer wie Frauenpaare in ihrer Selbst- wie Fremdwahrnehmung zu Adressaten einer erwarteten Familiengründung macht. Dies hat sowohl zu Erfindungsreichtum in Sachen Zeugung in Eigenregie (man denke an die sogenannte Bechermethode) geführt als auch zur Nutzung weiterentwickelter technischer Möglichkeiten (wie IVF und ICSI)⁵, die wiederum auch Szenarien der ›Trage-‹ bzw. ›Leihmutterschaft‹ erlauben.

- 4 Auch wenn die Studienlage zu dieser Frage längst eindeutig ist: Weder die Kinder lesbischer noch schwuler Eltern haben sozialisatorische Nachteile gegenüber Kindern heterosexueller Elternpaare (Rupp 2011; Funcke & Thorn 2010).
- 5 Die Bechermethode (auch Heiminsemination) bezeichnet eine Praxis, bei der Samenzellen ohne medizinische Eingriffe eingeführt werden (vgl. Dionisius

Die Tatsache, dass die meisten geschlechtsgleichen Eltern Frauenpaare sind, dürfte neben den niedrigeren Hürden bei der Zeugung damit zusammenhängen, dass sie als potenzielle Mütter gesellschaftlich viel stärker im Zentrum von Elternschaft verortet sind. Das Fehlen sozialer Mutterschaft wird entsprechend dramatischer bewertet als das Fehlen von Vaterschaft. Daher stellt sich die Frage, wie Männerpaare mit diesem zugeschriebenen ›Defizit‹ ihrer Elternschaftsaneignung umgehen. Am folgenden Fall lassen sich einige Facetten einer solchen Elternschaft zeigen.

Daniel (36) und Rahid (33) sind seit knapp zehn Jahren ein Paar und sind bereits früh zusammengezogen. Ihr Kinderwunsch wächst in den gemeinsamen vier Wänden, die Initiative ging dabei von Daniel aus:

Daniel: Weil ich einfach schon im Job war und irgendwie überlegt hab, wie geht's weiter? Is' es wirklich die Karriere? Oder is' es vielleicht doch 'ne Familie, die einen ausfüllt so im Leben, und das fand ich dann einfach doch spannender die Familie. (...) Ich hab bei dir [Rahid] gemerkt, dass es noch kein Wunsch war, aber du hast auch klar gesagt, dass du dich nicht sperrst dagegen (R: Ja). Wir haben uns dann Stück für Stück informiert und beobachtet, was das mit unserem Wunsch macht, ne? (R: Mh=zustimmend) Haben uns da so rangetastet. Ich wusste auch nur, dass ich's gerne will, *wie* wusst' ich ja auch nicht. Und bei dir war halt klar, dass es jetzt erstmal andere Dinge gibt.

Der Kinderwunsch entsteht aus Zukunftsüberlegungen heraus, wobei die Initiative bei Daniel liegt, der sich, anders als sein Partner, bereits in einer gesetzten beruflichen Position befindet, während Rahid noch in den letzten Zügen seines Informatikstudiums festhängt. Die beiden erfüllen dabei die kulturelle Erwartung, dass sich das Kinderkriegen vor allem an Paare richtet, nicht aber die konventionelle geschlechtliche Besetzung. So ist die mit der Entscheidung zur Elternschaft verbundene Weichenstellung hier von der Last stereotyper Geschlechtscodierung befreit, was eine gewisse Zwanglosigkeit des Entscheidungsdiskurses mit sich bringen kann. Keiner der beiden Partner kann im Rahmen einer gemeinsamen Elternschaft qua Geschlecht in Richtung Karriere oder Kinderbetreuung geschoben werden. Anfängliche Asymmetrien beim Kinderwunsch ergeben sich nur daraus, dass Daniel berufsbiografisch älter ist. Seine größeren Freiheitsgrade in dieser Hinsicht lassen ihn zum Initiator des Kinderwunsches werden. Die darauffolgenden Überlegungen,

2021: 144 ff.). Im Gegensatz dazu erfolgt bei der In-vitro-Fertilisation (IVF) die Befruchtung der Eizelle außerhalb des Körpers im Labor, bevor der Embryo in die Gebärmutter eingesetzt wird. Die Intrazytoplasmatische Spermieninjektion (ICSI) ist eine Variante der IVF, bei der ein einzelnes Spermium direkt in die Eizelle injiziert wird. Tragemutterschaften werden meist mit einer separaten Eizellspende kombiniert, sodass genetische, gebärende und sozial rechtliche Elternschaft auf verschiedene Personen verteilt sind.

sich als Männerpaar für ein Kind zu entscheiden, lassen vor allem zwei Kriterien hervortreten. Erstens möchte das Paar eine möglichst exklusive Elternchaft verwirklichen:

Rahid: Ob man sich denn nicht vorstellen könnte, mit einem lesbischen Pärchen ein Kind/ diese Kleeblatt-Konstellation. (...) Da haben wir eigentlich ziemlich schnell beschlossen: Das wollen wir auf keinen Fall. Also erstens kannten wir kein lesbisches Pärchen, das heißt, wir hätten erst eins kennenlernen müssen, und das ist dann/ ja zu zweit schon immer etwas schwierig, auf einen gemeinsamen Nenner zu kommen.

Die beiden orientieren sich hier also an der kulturellen Norm, die verlangt, Elternschaft und Zweierbeziehung zu verbinden. Zweitens spielt die Vorstellung eine Rolle, dass das Kind, das die beiden zu Eltern machen soll, ein möglichst ›unbeschriebenes Blatt‹ sein soll:

Rahid: Wir waren *nie* so begeistert von der Idee, ein Pflegekindskind aufzunehmen. Weil so'n Pflegekind halt ja doch immer 'ne Vergangenheit hat. Also es hat ja immer 'n Grund, warum das Kind in Pflege gegeben wird. Und wir sind beide nicht pädagogisch ausgebildet und haben uns der Sache nicht gewachsen gefühlt.

Entscheidend sind ihre Vorstellungen unbekannter vergangener Fremdeinflüsse auf das Kind, die den praktischen Umgang mit ihm und vielleicht auch seine Aneignung und soziale Zuordnung als *eigenes* Kind erschweren bzw. ›verunreinigen‹ könnten. Genauso relevant ist aber, dass ein Pflegekind ihnen keine sichere Zukunft als Eltern versprechen kann, weil der Primäranspruch der biologischen Mutter auf das Kind (in Deutschland) sehr lange aufrechterhalten wird und damit eine elterliche Konkurrenz befördert, die von Behörden überwacht wird. Nach langen Überlegungen rückt für das Paar deshalb eine andere Option in den Fokus: eine bezahlte Tragemutter, die dem Paar sowohl die Aussicht auf exklusive Paarelternschaft als auch auf ein Kind verschafft, das seine Zeit von den ersten Stunden an bei ihnen verbringt.

Der bevorstehende Zeugungsprozess verlangt neben der Auswahl eines Landes, in dem Leihmutterchaft legal ist und institutionell betreut wird, und der über eine Agentur vermittelten Leihmutter selbst aber auch weitere Entscheidungen; darunter die, wer von beiden als Samenspender fungieren soll und damit die biologische Elternschaft zum Kind beanspruchen kann. Diesen Part übernimmt Daniel, der mit seiner Kinderwunschinitiative bereits die geistige Vaterschaft innehat. Die dadurch entstehende Gefahr einer zu starken Asymmetrie der Elternschaft wird später durch entsprechende Deutungen abgeschwächt:

Daniel: Es ist ganz lustig – ne? Weil ich kenn mich eigentlich in Rudolf gar nicht. Und es sagen auch alle so: »Der sieht ja dem Rahid viel mehr ähnlich!« (alle lachen).

Rahid: Ja. Das Wichtige ist, dass er die Bindung aufbaut, ne? Und die Abstammung, die ist mir völlig egal. Es wär' ja beim Adoptivkind das Gleiche gewesen. Da wär ja auch keine genetische Beziehung dagewesen. Nee, das hatte mir nie was ausgemacht.

Als entscheidend sieht Rahid die Bindung, die vom Kind her zu den Älteren (aszendent) entsteht und an die Stelle der (deszendenten) biologischen Abstammung der Jüngeren von den Älteren rückt. Auch der genetischen Mutter (der Eizellspenderin) wird keine allzu große Bedeutung zugemessen. Zusammen mit der fremden Eizelle wird aber bei diesem Paar auch das eigene Keimmaterial in seiner Relevanz heruntergefahren. Rahids Beitrag wird dafür auf anderen Ebenen gestärkt:

Rahid: Ich hab immer gesagt, ich will 'nen Namen mit 'nem R haben. Wegen Rahid halt. Ich will meinen Teil dazu beitragen.

Gemeinsames Thema all dieser Entscheidungen und Narrative ist die Sicherung der sozialen Nähe der beiden Vaterfiguren zum Kind, anders als dies auf konventionellen Wegen geschieht und ohne ein zu starkes Ungleichgewicht zwischen den Elternteilen entstehen zu lassen. Zu diesem ›family making‹ gehört auch, gewissen Erwartungen von außen und nicht zuletzt auch Erwartungserwartungen des künftigen Kindes gerecht zu werden. Für das Paar schließt das ein, die Person, die ihr Kind ausgetragen hat und somit als *leibliche* Mutter gilt, nicht auszublenden, sondern als signifikante soziale Figur zu erhalten. Der soziale Kontakt zur weit weg lebenden Tragemutter wird so gut es geht und möglichst auf lange Sicht gepflegt. Ihr wird etwa in Fotoalben ein symbolischer Platz in der Familiengeschichte eingeräumt, aber im täglichen Umgang kann und soll sie keine große Rolle spielen. Gelegentlicher Skepsis des sozialen Umfelds gegenüber der rein männlichen Besetzung ihrer Elternschaft begegnet das Paar möglichst mit Transparenz, aber auch mit der Performanz einer bis auf wenige Umstände normalen Familie:

R: Also für mich ist es zumindest noch normaler als ohne Kind, wenn wir als Paar rumgelaufen sind früher. (...) Es ist selbstverständlich, dass wir zwei 'n Kind haben. Als wenn wir als Paar rumliefen – da fühlte man sich beobachteter.

Das Paar erlebt in seiner öffentlichen Performanz mit Kind nicht etwa eine gesteigerte Befremdung seiner Geschlechtsungleichheit, sondern einen Normalitätsgewinn. Indem das Paar auch noch das nächste Tabu bricht, fährt es Integrationsgewinne ein, weil das, was man ihnen lange als ›Andere‹ verwehrte (etwa die Adoption), sie überhaupt erst zu diesen Anderen machte. Ihre Legitimität als Paar wird durch ihre Elternwerdung weiter bekräftigt.

Eine andere Szene gibt Aufschluss über die Selbstwahrnehmung im öffentlichen Raum. Daniel berichtet von seinen Erfahrungen auf dem Spielplatz:

D: Ich find das ganz nett. Man verbringt dann so seine Zeit da, man unterhält sich ja auch nicht die ganze Zeit nur mit den Müttern, sondern man ist auch mit den Kindern beschäftigt/ (...) Man merkt im Prinzip, die anderen Mütter haben genau die gleichen Fragen und Probleme wie man selber. Es passiert genau das gleiche in deren Familien, wie bei uns irgendwo, ne?

Auffällig ist, wie sich Daniel hier implizit zu den Müttern zählt, indem er sich auf die *anderen* Mütter bezieht und sich mit ihnen assoziiert. *Muttersein* bedeutet hier wohl so viel wie eine Primärelternschaft, die er temporär innehat. Mangels alltagssprachlichen Begriffen, die dies zum Ausdruck bringen (etwa ›Mutternde‹), wird er selbst zur Mutter (für lesbische Paare vgl. Padavic & Butterfield 2011). Den sprachlichen Gynozentrismus nimmt er dabei in Kauf, wie eine Frau unter Männern sich den ›Ärzten‹ oder ›Managern‹ anschließt. Daniels gewohntere Sonderstellung als Schwuler unter Heteros wird in dieser Erfahrung von einer anderen devianten Position abgelöst: als Mann unter Frauen. Gleichzeitig kann er sich davon überzeugen, einer ganz normalen Familie anzugehören, in der, abgesehen von der männlichen Besetzung, die Dinge genauso laufen wie in ›konventionellen‹ Elternschaften. Interessant ist dabei, welche elterliche Differenzierung sich auf der Ebene der Arbeitsteilung ergibt bzw. gewählt wird – zumal diese häufig als Gradmesser schlechthin gilt. Daniel, der ältere, im Job gefestigtere, und der, der den Kinderwunsch vorbrachte, nimmt Elternzeit, während Rahid gerade erst dabei ist, im Job Fuß zu fassen.

R: Im Grunde, ich geh' arbeiten, du bist zuhause. (D: Ja.) (2) Naja, ich hoffe, ich kann mich auch beim Haushalt noch – betätigen, dass ich zeige, dass ich auch im Haushalt noch was mache, und nicht nur nach Hause komme und *nichts* mache.

D: Also, ich meine, wann sich das mal ändern wird, muss man immer noch sehn, ne? Also mein Idealziel wär schon, dass wir irgendwann beide halbtags arbeiten, aber wie schnell das Rahid mit seinem Job hinbekommt, wo er halt noch recht frisch ist, ist so 'ne Sache.

Die Aufteilung erscheint umgekehrt, als es eine traditionelle ›Hetero-Logik‹ nahelegen würde. Indem der beruflich saturierte Daniel seinen Kinderwunsch vorantrieb, setzte er damit offenbar seinen noch studierenden Partner unter Reifungsdruck. Hätte sich Rahid nicht mit dem Studium beeilt, das er erst kurz nach der Geburt der Kindes abschloss, wäre er mangels Einkommen möglicherweise in eine Hausmannposition gedrängt worden. Es ist jedenfalls vorstellbar, dass der biologisch und beruflich ältere Daniel mit der Durchsetzung seiner Lebensplanung zwei Fliegen mit einer Klappe schlug: Er stellte seinen jüngeren Partner auf erwachsene Beine und sicherte sich gleichzeitig die Kinderzeit sowie damit auch die dominante Elternschaft, dies mit einer souverän ›androgynen‹ Geste, die es Rahid überließ, ›den Mann zu machen‹.

D: Also ich will so langsam, Januar, Februar, wieder anfangen zu arbeiten, fünfzehn Stunden erstmal oder so. Minimal. Und vielleicht nach den drei Jahren kompletter Elternzeit dann halbe Stelle.

Jedenfalls werden Asymmetrien der Elternschaft hier losgelöst von einer Zentralstellung der Mutter gestaltet. Dem Symmetrieideal, das die beiden im Horizont mitführen, etwa indem sie auf lange Sicht beide Teilzeitarbeit anstreben, steht keine ›natürliche Differenz‹ entgegen. Auch das Delegieren von Tätigkeiten erscheint unbefangener als in geschlechtsungleichen Beziehungen:

R: Er rührt immer den Grießbrei an.

D: Ich mein, ich mach' das halt einfach immer den ganzen Tag, diese Sachen, deshalb gehen sie mir schneller von der Hand. Aber es ist schon häufig so, dass ich sag' »Hier kannst du ma?«, dass er das übernimmt. Oder »Gibst du ihm die Flasche?« oder so. Aber, ich mein', sonst mach' ich sowas vielleicht eher einfach mehr so in der Routine, weil ich einfach drin bin, aber (2) funktioniert genauso, ne?

Asymmetrien, die aus Daniels für diese Zeit sich ergebender Primärelternrolle hervorgehen, werden in ihren Deutungen nicht zementiert, sondern in ihrer Kontingenz markiert und dahingehend abgeschwächt, dass die Rollen weiterhin vollständig austauschbar gedacht bleiben. Werfen wir einen weiteren Blick auf die paarinternen Selbsttypisierungen der Elternschaft:

D: Ich glaub du bist halt einfach immer so ein bisschen der vorsichtigeren Typ. So generell, bei allem.

R: Ja, wenn du ihn durch die Luft wirbelst/

D: Dass du das manchmal zu wild findest?

R: Ich's zu wild finde, aber ich weiß, dass du das ja nicht machst, um ein Risiko einzugehen.

D: Ich glaub das ist halt so ein genereller Typunterschied. Dass ich halt immer derjenige bin fürs Schnell-schnell und nicht so richtig durchdacht, Hauptsache gemacht und/ aber halt auch ins kalte Wasser, alles irgendwie schnell anpacken. Und Rahid derjenige ist, der alles durchplant und überlegt, und dann vielleicht auch eher *nicht* macht. Ich denk', da ergänzen wir uns eigentlich ganz gut (...) Manchmal bin ich vielleicht ein bisschen diktatorisch, weil ich einfach die Sachen mache, wie ich die für richtig halte, weil ich derjenige bin, der zuhause ist. Deshalb entscheide ich die dann einfach. Und ich frag' nicht jedes Mal nach bei Rahid, ob er das jetzt genauso tun würde und manchmal hätte er es vielleicht anders getan, aber er war halt nicht da. Von daher hab ich da manchmal (schmunzelnd) einfach das letzte Wort, ne?

R: Stimmt! (Lachen) (spielerisch süffisant): Jetzt wo du's sagst (Lachen).

Diese Differenzierungen scheinen zunächst leicht mit einer ›Hetero-Optik‹ dechiffrierbar, in der der Vater das Kind vor den besorgten Augen der Mutter durch die Luft wirbelt. Diese Selbsttypisierungen erscheinen aus einer ›Heterologik‹ nur invertiert: Der dominantere Elternteil ist hier der wildere. Auch die Dominanz des Vollzeitbetreuenden erinnert an Ideale einer Mutter, die sich vorwiegend um die Kinder kümmert und entsprechend zu Hause das Sagen hat. Aber erneut werden diese Positionierungen hier in ihrer Austauschbarkeit betont und nicht naturalisiert, was auch denkbar wäre, aber mangels Geschlechterdifferenz nur schwer einrasten kann.

Daniel und Rahid geben in ihren Beschreibungen gelebter Elternschaft ein sehr harmonisches Bild ab und blenden zwei Dinge erfolgreich aus: Dass nur einer der beiden genetisch mit dem Kind verwandt ist (1), und dass der Initiator der Elternschaft zugleich aktuell die dominantere Elternposition innehat (2).⁶ Beides birgt ein erhebliches Asymmetriepotenzial, das aber stets zurückgedrängt wird. Gleichzeitig können weder die unterschiedlichen Stile im Umgang mit dem Kind (sanfter oder wilder), noch die beruflich bedingt verschiedenen Zeitkontingente bei der Kinderbetreuung auf eine vermeintlich natürliche Geschlechterdifferenz der Elternschaft attribuiert werden, solange sich beide Partner als Männer verstanden wissen wollen. Unterschiede erscheinen dadurch kontingenter – das Paar kann sich selbst über sie wundern und sie charakterlich, vor allem aber auch pragmatisch zurechnen: Der hauptamtliche Kinderbetreuer hat temporär das Sagen. Die elterliche Humandifferenzierung wird anlass- und kontextbezogen veranschlagt und in ihren Deutungen flexibel gehalten. Die Kontingenzreduzierung des Arrangements findet jenseits naturalisierender Geschlechterideologien statt und betont gleichzeitig dessen Kontingenzen – die elterliche Differenzierung folgt keiner kategorialen Logik, sondern einer flexiblen Rollendifferenzierung.

3. Werdende Ko-Mütter – die Herstellung geteilter Mutterschaft

Kontrastieren wir das gezeigte Bild verdoppelter Vaterschaft nun mit dem einer verdoppelten Mutterschaft. Während im vorigen Fall die traditionell priorisierte Elternposition sozial unbesetzt blieb und durch zwei Väter kompensiert werden musste, haben wir es hier sozusagen mit geballter Mutterschaft zu tun, die auf zwei Frauen verteilt werden muss.

- 6 Auch hier sei einschränkend auf den euronordamerikanischen Kontext verwiesen, in dem der genetischen Abstammung hinsichtlich der Bestimmung von Verwandtschaft eine hohe Bedeutung beigemessen wird (vgl. Franklin 2013). Weltweit sind zahlreiche Kulturen mit unilinearen Verwandtschaftssystemen verbreitet, bei denen Abstammung nur über eine Seite gedacht wird.

Caro (36, Pädagogin), und Ronja (39, ursprünglich Mechatronikerin) sind seit sechs Jahren ein Paar, seit einem verheiratet und nun mit ihrem ersten Kind (in der 33. Woche) schwanger. Ronja wird in Elternzeit gehen, Caro sie im ersten und letzten Monat dabei begleiten. Sie formuliert ähnlich einem Tauschgeschäft die Bedingung, die sie in die gemeinsame Beziehung einbringt:

Caro: Wir hatten eigentlich schon am Anfang der Beziehung das Gespräch, wo ich gesagt hab': »Ich will Kinder haben. Das steht für mich fest, das ist für mich auch wurscht in was für einer Beziehung ich bin, ich möchte Kinder haben, definitiv.«

Caro positioniert sich hier gleich zu Beginn – ähnlich Daniel, aber deutlich resoluter – als diejenige mit dem stärkeren Kinderwunsch, während Ronja ihn in einer früheren Beziehung bereits einmal ad acta gelegt und sich mit ihrer Rolle als Tante getröstet hatte, sich nun aber gerne von Caro überzeugen lässt. Was die Schwangerschaftserfahrung betrifft, verzichtet Caro allerdings gerne, während Ronja sie angesichts ihres Alters nicht ungenutzt lassen möchte:

Ronja: Ich möchte es trotzdem probieren, weil ich einfach Angst davor hatte, wenn sie schwanger wird: Wie ist das Gefühl bei mir dann?! Dass ich vielleicht irgendwann gedacht hätte: »Oh! Na hättest *auch* probieren können!«

Dies hat mit Blick auf die Autorinnenschaft des Kinderwunsches den symmetrisierenden Nebeneffekt, dass Ronja damit nun auch ihr volles Commitment zum Kinderwunsch unter Beweis stellen kann. Für Caro ist die Schwangerschaftserfahrung weniger wichtig:

Caro: Für mich war immer nur wichtig, Kinder zu haben. (...) Da geht's aber eben nicht darum, dass ich selber schwanger gewesen bin, sondern einfach darum, eine Beziehung geführt zu haben, wo ein Kind im Idealfall entstanden ist. (...) Es wäre für mich auch in Ordnung gewesen, wenn sie schon Kinder mitgebracht hätte.

Man kann Caros Rückstufung der Schwangerschaftserfahrung analog zu Rahid denken, der Daniel gerne die Position des Samenspenders und damit die Vorstellung leiblicher Elternschaft überlässt, diesen Beitrag aber gleichzeitig gegenüber den sozialen Banden marginalisiert. Die Intensität der körperlichen Beteiligung am Kinderkriegen wird also in beiden Fällen wählbar. Weniger körperlich beteiligt zu sein, geht aber ausdrücklich nicht automatisch mit geringeren elterlichen Ambitionen einher, wie vor allem Caro und Ronja vorführen.

Das doppelte Schwangerschaftspotential der Frauenbeziehung ließ eine Adoption von vornherein nachrangig erscheinen:

Ronja: Wir sind zwei gesunde Frauen. Also für uns stand fest, wenn dann wollen wir das Kind kriegen. (...) Mutter sein wäre schon schön

für uns. Und für mich wäre glaube ich auch wichtig zu wissen, wer der Vater ist.

Das ›Schöne‹ an der gemeinsamen Mutterschaft (»Mutter sein« hier im Singular verwendet!) verweist implizit auf den geteilten Leib der Liebesbeziehung: leibliche Mutterschaft für *uns*. Der Vater bzw. Samenspende wird als eher unproblematische Randfigur mitgedacht, deren Identität Ronja zumindest kennen will – unvergleichbar den Überlegungen, die die Inanspruchnahme einer Tragemutter abfordert. Der soziale Ausschluss des Vaters aus der Elterndyade passt besser zu den Vorstellungen einer in ihrer sozialen Nähe gegenüber der Mutter-Kind-Bindung traditionell nachrangigen Vater-Kind-Beziehung. Der abwesende Vater hat historisch stärkere ›Vorbilder‹ und lässt sich leichter normalisieren. Gegen die Adoption spricht für das Frauenpaar, ähnlich wie oben für Daniel und Rahid, auch eine gewisse Angst vor fremden Einflüssen, die Caro aus ihrer Erfahrung mit Problemfällen als Sozialarbeiterin ableitet:

Caro: Adoption kam für uns insofern nicht mehr in Frage, weil wir wissen, was für Kinder in schwierigen Familien sind. Wir wissen auch, dass durch Genetik einerseits und eben auch neun Monate im Mutterbauch so ein Kind schon mitkriegt.

Dies wirft nun aber die Frage nach dem richtigen Spender(-modell) auf. Einem anonymen Samengeber stehen die beiden Frauen nach anfänglichen Überlegungen skeptisch gegenüber. Immer mehr konkretisiert sich der Gedanke, dass ein Spender gesucht wird, dessen elterliche Ansprüche gering genug sind, um die exklusive Paarelternschaft der beiden und ihre Entscheidungshoheit über das Kind nicht zu gefährden, der aber dennoch als sozialer Kontakt zur Verfügung stehen soll und das Kind auch kennenlernen möchte. Versuche mit einem ersten Kandidaten (über die Bechermethode) brechen sie nach einer Weile ab, weil sich die Sorge abzeichnet, aus seinen kundgetanen Gedanken und Zweifeln könnten zu starke elterliche Ambitionen erwachsen. Diese könnten das Arrangement der Fortpflanzungsgemeinschaft mit Randfigur, wie sie es sich mit ihm vorstellen, gefährden.

Ähnlich wie bei Daniel und Rahid, die ungleich aufwendigere Dienstleistungen in Anspruch nehmen müssen, scheint es auch hier in der Regieführung der Zeugung weniger um die reinen Abstammungsverhältnisse zu gehen, die Mütter und Väter konstituieren, als um die mit einer sozialen Elternschaft verbundenen Ansprüche. Vor allem letztere zu kontrollieren, stellt sich als entscheidend heraus, wenn es darum geht, das erwünschte Modell zu verwirklichen. Am einfachsten ließe sich dies umgehen, so überlegen Caro und Ronja, indem sie auf einen anonymen Spender etwa aus dem europäischen Ausland zurückgriffen, aber dies wird nicht der Weg ihrer Wahl:

Caro: Für mich war immer die Idealvorstellung, das Kind weiß irgendwann, wer der Vater ist und wenn es später danach fragt, dass dann auch ein Kontakt sein kann. Also dass sowohl der Mann sagen kann: »Ich will oder ich will nicht. Oder ich will nur, dass das Kind mich mal sieht und vielleicht auch weiß, was ich mache oder wer ich bin einfach.« Dass einfach eine Kenntnis da ist.

Ronja: Also nicht dieses Heimliche. Dass dann so ein 6-, 7-jähriges Mädel oder Junge dasteht: »Wer ist mein Vater?«

Caro: Genau, also wurzelsuchend wird, ne? Also wir wissen's auch aus dem weiten Bekanntenkreis, dass ein Frauenpärchen, die haben zwei Kinder. Die machen da ein totales Geheimnis drum/ wissen auch die engen Freunde nicht, zum Teil, wo die Kinder herkommen.

Aus einer sich intensivierenden Freundschaft zu einem Bekannten, Mirco, der zu diesem Zeitpunkt seit ein paar Monaten in Trennung von seiner Ehefrau lebt und einen vierjährigen Sohn hat, ergibt sich folgendes Arrangement:

Caro: Mirco stand häufig vor Schwierigkeiten, wo er gesagt hat: »Wie mache ich das denn jetzt? Oder was haltet ihr davon?« und so. Ja und durch so Gespräche, die wir miteinander geführt haben und auch mal bei 'nem Bierchen oder Weinchen, haben wir ihm das auch erzählt. Dass wir das eben mit dem schwulen Pärchen schon probiert haben. Und dass wir eben den Kinderwunsch haben und (Ronja: dass wir jetzt nach Dänemark fahren wollen) Und irgendwann hat er dann auch schon so ein bisschen beleidigt gefragt: »Wieso fragt ihr mich eigentlich nicht?! Gefalle ich euch nicht, wollt ihr mich nicht?!«

Ronja: Und wir waren vollkommen von den Socken. Weil das war für uns gar nicht so der/

Caro: Ja. Also wir hätten ihn nie gefragt. Gerade weil er ein Heteromann ist.

Ronja: Weil wir gedacht haben, Heteromänner sind ja in 'ner Beziehung mit 'ner Frau, wie ist das dann für die Frau?

In der Portraitierung des Spenders und ihrer Beziehung zeichnet sich ein klischeegeladenes Tauschgeschäft ab: Es gelingt den beiden kinderlosen Frauen qua ihres Frauseins problemlos, ihre elterliche Alleinzuständigkeit zu reklamieren, obwohl sie mit einem Mann sprechen, der bereits Vater eines eigenen Kindes ist. Dass er ihnen dann auch sein Sperma anbietet, komplettiert diesen geschlechterkomplementären Tausch: Jeder gibt, was er am besten kann, ähnlich der Logik konventioneller Heterobeziehungen. Der Freund hat darüber hinaus Eigenschaften, die ihn als Spender prädestinieren: (1) Da er stark mit seiner eigenen sozialen Situation als getrenntlebender Vater beschäftigt ist, aber eben auch bereits Vater ist, ist kaum zu erwarten, dass er Ansprüche an die Beziehung zu einem möglichen Spenderkind stellt. (2) Er ist aktuell durch keine andere

Frau ›besetzt‹. (3) So wie er auf die Ratschläge der beiden Frauen zu hören scheint, scheint er sich gut ›kontrollieren‹ zu lassen. (4) Die Freundschaft zu ihm ist äquidistant, keine der beiden Frauen ist ihm näher als die andere.

Caro: Er hat von Anfang an gesagt, wenn das klappt, ist das für ihn ein Spakind. So wie sein Neffe. (*Ronja:* Auch wenn sich das jetzt komisch anhört.) Er hat auch gesagt, er möchte da keine Erziehungspflichten übernehmen. Das ist für ihn eben das Kind seiner Freunde, mit dem kann er rumalbern, aber er kann dann auch wieder gehen. Er muss das Kind nicht mitnehmen, er muss sich nicht weiter drum kümmern. Deswegen eben Spakind, ne?

›Kinder haben‹ bedeutet in diesem Arrangement eben nicht gleichzeitig, dass es sich auch um ›eigene‹ Kinder handelt. Diesen Anspruch, das Kind zu ›seinem‹ Kind zu machen, tritt Mirco zusammen mit der Verantwortung bereitwillig an das Frauenpaar ab, indem er es für sich als ›Spakind‹ reklamiert. Er unterscheidet sich dabei wiederum von einem anonymen Spender, der die Kinder nur noch in Form reinen Abstammungswissens ›hat‹. Auf eben diesem Commitment an eine stark ausgednnnte Vaterschaft fuen die Pläne des Paares, und tatsächlich wird Ronja wenig später in dieser Konstellation erfolgreich mittels der Bechermethode schwanger. Dabei erfährt schon der Zeugungsakt eine neue Interpretation der elterlichen Besetzung:

Ronja: Irgendwelche Freunde haben gefragt: »Wie ist das denn jetzt? Ist das nicht komisch für euch oder für dich speziell, dass er jetzt der Vater ist?« Und dann hab ich zum ersten Mal wirklich darüber nachgedacht und hab gedacht: Nee, also wenn man schon vom Vater spricht oder Erzeuger, dann ist das für mich Caro. Weil wir haben dieses Kind gezeugt. So im Nachhinein wusste man da auch nicht, wie das vom Gefühl so ist, aber wir waren zusammen im Bett und wir haben dieses Kind gezeugt. Also ob das nun aus diesem Becher da in mich reinkommt, das war für mich nicht/ Auch wenn ich ihn sehe, denke ich nicht: Wir bekommen jetzt ein Kind zusammen – sondern *wir* bekommen das Kind zusammen. Das ist ganz komisch – hätte ich vorher auch nicht gedacht, dass das so intensiv ist, aber für mich sind wir die Erzeuger des Kindes.

Caro: Genau. Er ist der Samenspender. (R: Genau.)

Dass bereits in der Interpretation des Zeugungsaktes bis in biomedizinische Darstellungen starke Geschlechterklischees eingelassen sind, ist seit langem bekannt (Laqueur 1992, Bernard 2014, Martin 1993). Interessant ist die vorgenommene Umdeutung, die die beiden Frauen zu den aktiven ›Zeugerinnen‹ macht und den Beitrag des Mannes passiviert. Der Anspruch des Paares, ›Erzeuger‹ des Kindes zu sein, zerlegt den männlichen Beitrag zur Fortpflanzung implizit in vier Bestandteile: a) die Produktion des Spermas, b) dessen manuelle Hervorbringung,

c) die Insemination, die sie selbst in die Hand nehmen, und d) die Befruchtung, die die Eizelle und Spermien besorgen. Entscheidend ist, dass sie als Paar darüber die Regie führen, ihren Auftrag verantworten und die Insemination, nachdem sie den Samen entgegengenommen haben, selbst durchführen und mit Handlungsträgerschaft besetzen.⁷

Nach der gegliückten Zeugung fragt sich, wie sich die elterlichen Positionen entwickeln, wie die Fortpflanzungsgemeinschaft nach außen kommuniziert und welche Rechte dem Spender dabei eingeräumt werden sollen. Auch hier ist Interpretations- bzw. Definitionsarbeit zu leisten, etwa in Relation zu seiner bereits vorhandenen Familie:

Ronja: Seine Exfrau hat ihn zu seinem Geburtstag angesprochen, ob das denn stimme, dass er Vater wird? Und da merke ich, da reagiere ich auch ganz allergisch, weil *er ist nicht der Vater*. Und ich möchte auch, dass andere das wissen! Das geht ganz oft bei mir an die Grenze, dass die jetzt plötzlich aus uns eine Dreierbeziehung/ (...). Es ist dann plötzlich Getuschel und die stellen sich da sonst was vor. Und dann, wenn das Wort Vater noch fällt, dann krieg ich/

Caro: Ja. Aber er hat dann gesagt: »Ich hab' das gleich geklärt. Also ich hab' sofort mit ihr gesprochen und hab' eben gesagt: Nee, ich bin eben nicht der Vater.« Weil sie hatte eben Angst gehabt, dass der Sohn dann ein Geschwisterchen kriegt. Klar, es ist biologisch das Halbgeschwisterchen, aber es wird kein Geschwisterchen für ihn sein, ne? Er soll das auch irgendwann erfahren, dass das quasi eine Blutsverwandschaft ist, aber das wird nicht als sein Geschwisterchen aufwachsen, ne?! Da müssen wir auch gucken, wie die Zeit das so bringt.

Es geht hier darum, die unerwünschten Erwartungen, die Außenstehende mit der neuen Konstellation verbinden können, aktiv zu brechen und entsprechende Definitionsarbeit zu leisten, um klare Grenzen zu ziehen, wohl wissend, dass dies auf lange Sicht womöglich nicht so einfach zu steuern sein wird.

Paarintern müssen die beiden durch die Schwangerschaft dagegen nun damit umgehen, dass diese die eine Partnerin ins Zentrum des Geschehens rückt, während die andere zur Ko-Schwangeren wird. Welche Rollenverschiebungen gehen damit einher? Ronja, die aufgrund ihres handwerklichen Talents im teils renovierungsbedürftigen Haus viele Arbeiten

7 Dies lässt sich als Hinweis darauf lesen, wie sich alltagsweltliche Zeugungstheorien – die kulturellen Beschreibungen des Zeugens, die Gewichtung der Beiträge und ihre soziale Besetzung – auch in Zeiten gesicherten biologischen Wissens mit den Formen praktischer Aneignung von Reproduktionsprozessen weiterentwickeln. Ronjas ›Richtigstellung‹ liest sich wie ein post-patriarchaler Kommentar etwa zur Vorstellung von Aristoteles, der Mann habe seine Zeugungsidee nur im Gefäß des weiblichen Leibes (vgl. Bernard 2014: 28 ff.). Zur Darstellung ähnlicher Fälle siehe Dionisius 2021: 145 u. 150.

mit Freude selbst gemacht hat, muss darauf nun mehr und mehr verzichten:

Ronja: Ich bin wie gesagt eher der Baumensch, wasche aber genauso ab und koche sehr gerne. Also ich hab' typische Frauendinge in mir, weil ich ja eine Frau bin, aber Leute von außen würden wahrscheinlich mir die Männerrolle geben und ihr die Frauenrolle.

Caro: Ja, weil sie eben diejenige ist, die die Arbeitschale den ganzen Tag anhat.

Ronja: Jaja, genau. Richtig. Wir haben auch schon festgestellt, seitdem ich schwanger bin, muss ich mich ja von gewissen Dingen verabschieden. (*Caro:* Arbeitschalen anziehen, zum Beispiel (lachend)). Genau. Was mir sehr schwergefallen ist. Ich habe da gemerkt, welche Rolle ich eigentlich einnehme in der Beziehung, weil das konnte ich alles nicht mehr. Ich war eher/ hatte das Gefühl ich bin der Beschützer, ich bin der stärkere Teil, nicht nur körperlich, sondern auch so. Der In-den-Arm-Nehmer, der vielleicht männlichere Teil, also wenn man das so jetzt definieren will. Obwohl du der Mehrverdienende bist, dann haben wir ja schon wieder einen Tausch drinne/ Weil das war plötzlich weg. Also schon aus der Gegebenheit, dass jetzt mit der Schwangerschaft ja sofort ein »Ich kann nicht mehr.« Also ich war ja vollkommen hilflos (*Caro* lacht) körperlich und war auf sie angewiesen. Und das war für mich ganz komisch jetzt. Als würde mir alles weggenommen werden.

In der internen Deutung zwingt Ronjas Schwangerschaft das Paar zu einem Rollentausch: Die körperlichen Einschränkungen der Schwangerschaft treiben Ronja in eine stärker weiblich konnotierte Rolle, in der sie plötzlich nicht mehr so selbsttätig zupacken kann wie früher. Überdies attestiert ihr die Ärztin eine Risikoschwangerschaft und verordnet ihr Einschränkungen, die sie zusätzlich passivieren. Hinzu kommt, dass Ronja untätig zu Hause sitzen muss, was eigentlich den primären Arbeitsplatz für sie bedeutet. Dies kommt für sie einer Art »Amputation« gleich. Angesichts dieser Umstellungen, mit denen die beiden Frauen konfrontiert sind, vergewissern sie sich immer wieder der Vorteile, die sie im Gegensatz zu einer Beziehung mit einem Mann genießen dürfen:

R: Ich hab' oft gemerkt, ich weiß, warum ich mit 'ner Frau zusammen bin. Weil ich dann trotzdem noch das Gefühl hatte, sie versteht mich in vielen Dingen. (...) Mirco sieht Dinge komplett anders. Und er hat das ja schon mal mitgemacht, dass seine Frau schwanger war. Der sitzt dann eben da: »Geburt boah, wollt' ich eigentlich gar nicht.« (*C:* Genau.) Und dann denk' ich so als Schwangere, wenn ich da sitze: Wenn das jetzt mein Mann wäre, ich würde ja durchdrehen! Man wünscht sich ja so gewisse Dinge. Und es ist auch mal schön so die Seite zu sehen, wo ich immer wieder sage: Gott sei Dank, du hast 'ne Frau. (*C:* Genau.) Also ich kann mir das wirklich vorstellen, dass das ganz schlimm ist für den Mann und auch für die Frau, weil die komplett andere Sichtweisen

auf dieses ›Wir bekommen ein Kind‹ haben. Das ist ja für *uns* schon schwierig.

Die Qualitäten des gemeinsamen Frauseins im Zuge der Schwangerschaft werden hier positiv gegenüber den Möglichkeiten eines Heteropaars distinktiert. Umgekehrt wird mit Ronjas Sicht klarer, wie sich der anatomische Verstehensgraben im Kontrast dazu in geschlechtsungleichen Beziehungen zu Schwangerschaftskrisen vertiefen kann, wenn sich traditionelle Geschlechterasymmetrien zuspitzen: Der Mann ist a) (via Zeugung) ›schuld‹, b) aber gleichzeitig körperlich unbetroffen und c) leiblich verständnislos.

Insgesamt können wir in der Erzählung des Paares eine Art gegenläufigen Geschlechtswechsel im Rahmen seiner Schwangerschaft beobachten. Ronja muss in ihrer Handwerkerrolle zurückstecken, sie wird zunehmend passiviert und durch die Schwangerschaft verweiblicht. Caro dagegen beklagt sich darüber, im Schatten des hyperweiblichen Geschlechtszustands der Schwangerschaft Ronjas nicht mehr als Frau wahrnehmbar zu sein:

Caro: Es geht gar nicht mehr um mich als Frau, weil's eben jetzt nur noch um sie als schwangere Frau geht. Wo ich auch an meine Grenze gekommen bin und/ Also ich hab' ihr das gesagt! Und sie hat das auch völlig verstanden.

Angesichts der Empfindsamkeiten, die Ronja für ihre Schwangerschaft reklamieren kann, muss Caro im Rahmen der Aushandlungen etwas von der Position der empathisch Verstandenen zurücktreten. Sie muss nun, anders als gewohnt, ›der Beschützer‹ von Ronja sein. Auch Ronja gerät in eine Art Rollenkonflikt: Sie kann kaum wie gewohnt den ›männlichen‹ Part der Beziehung einnehmen und gleichzeitig die Rolle der Schwangeren. Die Schwangerschaft bringt hier eine Art störende und geschlechts-transformierende Asymmetrie ins Spiel, die die Beteiligten latent halten oder entsprechend reflektieren müssen. Sie versuchen, dieses Ungleichgewicht immer wieder im gemeinsamen Frausein aufzuheben, indem sie betonen, sich qua empfindsamer Gleichgeschlechtlichkeit gut zu verstehen. Dieses ›gemeinsame Frausein‹ wird hervorgebracht als eine Mischung aus reiner ›sex category‹ – so niedrigschwellig muss es sein, damit die Schwangerschaft keinen zu großen Unterschied macht –, einem geteilten Gender-Verständnis von Frausein gegenüber ›Mannsein‹, das die beiden zu den besseren Partnerinnen füreinander macht, und drittens einem unterschiedlichen Frausein zwischen ›Arbeitshose‹ (Ronja) und ohne (Caro). So wird Ronja zur Austragenden einer geteilten Schwangerschaft, die das Paar gemeinsam herbeigeführt hat. Mirco fungiert dabei nicht nur als Samenspender, sondern auch als Kontrastfolie ›männlicher Ahnungslosigkeit‹, um ihre Geschlechtshomogenität (als geballte ›materiale Macht‹) zu rationalisieren und als Benefit ihres Paarseins erleben

zu können. Heterosexuelle Beziehungen (mit Kind) lässt diese Perspektive beinahe absurd erscheinen – das traditionale Stereotyp stützt hier auch noch die posttraditionale Beziehung in ihren Schwangerschaftskrisen. Der Fall verweist damit auf ein Spektrum von Möglichkeiten, wie die Geschlechterdifferenz innerhalb und außerhalb der Elternndyade in ihrer Relevanz variiert werden kann. So kann etwa die Beziehung zum Samenspende(r) als ›Onkel‹, als der ›gute Kumpel‹, oder auch als ›besonders vertrauter Freund‹ entworfen werden. Sie kann unterschiedliche Formen mehr oder weniger stark geschlechtlich codierter Vorstellungen sozialer Nähe bzw. Distanz annehmen.

4. Die Diversifizierung geschlechtsungleicher Elternpaare

Das alltagsweltliche Schwangerschafts- und Elternschaftsvokabular ist im Rahmen einer klaren gesellschaftlichen Priorisierung geschlechtsungleicher Paarbeziehungen entstanden, was das soziologische Verständnis der dort angelegten Differenzierungsprozesse erschwert. Sich geschlechtlich unterscheidende Elternrollen sind eine kulturell tief verankerte Erwartung. Das bei jeder Paarbildung aktive Beuteschema der Gynophilie bzw. Androphilie wird bei der Familiengründung geschlechtsungleicher Beziehungen zur körperlichen Weichenstellung für eine genderisierte Elternschaft.

Werfen wir zunächst einen Blick auf die vergleichsweise selbstverständliche Schwangerschaftsanbahnung eines ›Heteropaares‹ (Herbert, 40, Grafikdesigner, und Frauke, 35, wissenschaftliche Referentin):

Frauke: Wie's dazu kam, dass wir ein Kind bekommen?

Herbert: Miteinander geschlafen, oder?! (witzelnd)

Frauke: Also ich glaube, dass er den Wunsch schon lang hatte, es war von Anfang an immer mal Thema: »Wie stellst du dir das vor? Willst du eigentlich Kinder?« und so. Da haben wir darüber gesprochen, weil das für beide immer ein Thema war, jemanden zu finden, mit dem man das auch irgendwie hinkriegt. Und er hat ja auch eine ähnliche Familien-Vorbildsituation. Eltern die immer noch zusammen sind. (...) Aber sonst relativ ähnliche Konstellation – Hausfrau, Mutter – Vater, der arbeitet. Und dann haben wir immer wieder darüber geredet – dann innerhalb von einem halben Jahr geheiratet und das Projekt Kind sozusagen in Angriff genommen. Also wir hatten den Hochzeitstermin geplant für Mai. Und haben irgendwie im Januar glaube ich angefangen, nicht mehr zu verhüten und ich war eigentlich dann relativ schnell schwanger.

Fragen darüber, wie das Kind entstehen soll – zentrales Thema geschlechtsungleicher Paare – können sich hier völlig in der selbstverständlichen Einheit aus Paarbeziehung und Geschlechtsverkehr verlieren. Das

Paar kann sich in seiner zunehmenden Vergewisserung eines gemeinsam getragenen Kinderwunsches durch Weglassen der Verhütung passiv auf eine Schwangerschaft zutreiben lassen (vgl. Heimerl & Hofmann 2016). Die Kommunikation des Kinderwunsches kann dabei zwar konsensual, aber auch deutlich asymmetrischer ausfallen und damit einen Partner mehr als den anderen auf elterliche Verantwortung verpflichten (vgl. Hirschauer 2019: 13). Bereits in der Autorschaft des Kinderwunsches kann also eine gewisse Weichenstellung für Zuständigkeiten liegen, die anders als bei geschlechtsgleichen Paaren auch durch körperlich unterschiedliche Ausstattungen verstärkt wird. Nur im Rahmen von ›Heteropaaren‹ kann – überspitzt formuliert – *er ihr* ein Kind ›machen‹ oder *sie ihm* eines ›unterschieben‹, wie alte Stereotype einmal nahelegten. So sind es vor allem geschlechtsungleiche Paare, die von Beginn an mit den Stereotypen genderisierter Elternschaft konfrontiert sind. Auch bei Frauke und Herbert zeichnet sich eine gewisse Rollenverteilung bereits früh während der Schwangerschaft ab:

Frauke: Und was du immer wieder betonst im Gespräch. (Herbert: Was betone ich denn?) »Ja, der wird dich viel lieber haben, weil du so schön weich und kuschelig bist. (H. lacht) Und wird dich viel lieber küssen.«

Herbert: Ich geh' da einfach von mir aus (lachend). Naja – es gibt einfach diese körperliche Beziehung zwischen – Mutter und Kind einfach. (F: Da hat der Papa verloren.) Da kann der Papa irgendwie nicht gegen anstinken, glaube ich einfach. Das ist einfach so eine Grundsätzlichkeit, (lacht) da kann man sich auf den Kopf stellen. Also (lacht) das ist einfach Biologie. (...) Sie ist die Mama und ich bin der Coole [scherzend]. So machen wir das. Das ist ganz einfach/ (F. haut ihn) Aua! (lacht)

Frauke: Ich will auf keinen Fall diese überfürsorgliche Mutter sein, wie sie mir selber auf die Nerven gegangen ist.

Das Paar ist auf ambivalente Weise mit traditionellen Vorstellungen identifiziert, die insbesondere Frauke zugleich auch von sich weisen möchte. Die kleine Auseinandersetzung wird in eine Ironie gekleidet, die viele Heteropaare in Anschlag bringen müssen, um sich von der gesellschaftlichen Aufdringlichkeit elterlicher Rollenvorstellungen (auch der eigenen Eltern) ein wenig auf Abstand bringen zu können. An dem Fallbeispiel lässt sich exemplarisch ablesen, wie sich das naturalisierte parentale Differenzierungsnarrativ diesen Paaren aufdrängt, zur Komplexitätsreduktion genutzt oder auch unterlaufen wird. So kann man beobachten, wie unterschiedliche Geschlechterkompositionen unterschiedliche Differenzierungsmuster hervorbringen: Einerseits wird die Natürlichkeit der Geschlechterunterscheidung bemüht, um die Kontingenz elterlicher Rollendifferenzierung zu reduzieren, andererseits können im Prozess des Elternwerdens unweigerlich auftauchende Asymmetrien (von Neigungen, Stilen, Engagements) auf (biologisches) Geschlecht zugerechnet

werden. Im Fall einer stark egalitären Elternschaft kann sich dies etwa so anhören:

Fritz (25, Student): Das Schönste ist ja, dass ich 'ne Freundin hab, die jetzt so die Beschäftigung mit so'n paar Sachen, das überlässt sie mir völlig. Ne? (...) Dass Klara also mich auch mit Mutter werden lässt. Also mich auch mit das Kind kriegen lässt. Und grundsätzlich ist ja das Schöne dabei eben, diese Mutter- und Vaterrollen aufzugeben. (...) Ich kann mir Klara gar nicht als Mutter vorstellen, dass die da so permanent ihr Kind betüddelt. Das ist auch ganz prima, dann kann ich die ja spielen. Ne? (...) Ich mein das vollkommen ernst, weil ich dieses Empfinden, wenn ich dieses Mütterliche so beschreibe, das ganz genauso hab. Und ich will mir das auch nicht nehmen lassen. Und ich kann mir das auch nicht anders vorstellen, wenn ich da nicht alles Mögliche machen könnte. Das fänd' ich furchtbar. Das Einzige, was ich leider nicht machen kann, ist stillen. Das geht leider nicht. Das fänd' ich toll, wenn sie das macht/ wenn wir das machen.

Dass Fritz' Chiffre für geschlechtsindifferente Elternschaft lautet, er werde ›Mutter‹, folgt einer ähnlichen kulturellen Buchstabentreue wie sie Transgender praktizieren: *Wenn diese von mir gewünschten Verhaltensmuster ›mütterlich‹ (bzw. weiblich/männlich) sind, dann werde ich eben Mutter.* Im empirischen Interesse und auf der Spur nach neuen Vaterfiguren fragt Andrea Doucet entsprechend »do men mother?« (Doucet 2018) »or is mothering essentially female?« (ibid. 2009). Mit Blick auf unser Männerpaar sowie Daniel, der sich am Spielplatz mit den dort in der Überzahl befindlichen Müttern kollektiviert, lässt sich sagen: Mütterlichkeit und Elternschaft sind eng aufeinander bezogen, entkoppeln sich aber tendenziell. Die unmittelbar körperliche Bezogenheit in der Sorge um das Kind verliert ihre essenzielle Verknüpfung mit Mutterschaft, wenn man sie als ein »Doing« entsubstantiviert. Während sich dann auf der Grundlage zunächst grundsätzlich geschlechtslos gedachter Sorgebeziehungen fragen lässt, wie Männer und Frauen sich in der Ausübung dieses Tätigkeitsspektrum evtl. doch unterscheiden (›muttern‹ Väter anders?),⁸ wollen wir stattdessen unseren Vergleich zwischen geschlechts gleichen und -ungleichen Elternschaften nutzen, um die treibenden Faktoren der Vergeschlechtlichung parentaler Humandifferenzierung zu identifizieren, also konsequenter nicht *mit* der Geschlechterunterscheidung zu beobachten, sondern wie sie hergestellt und plausibilisiert oder entkräftet und zurückgelassen wird.

- 8 Doucet (2018) plädiert für einen geschlechtsneutraleren Begriff der Fürsorge, interessiert sich auf dieser Grundlage aber auch für die Unterschiede ›maternaler‹ Verantwortungsübernahme, je nachdem ob sie von Männern oder Frauen ausgeübt wird (ibid. 2009). Genauso kann man mit Genderierungs-Interesse fragen, ob Frauen etwas anders Unternehmen leiten, Romane schreiben oder Holz hacken (man kann es aber auch lassen).

Die beiden gezeigten Vignetten aus Heterofällen verweisen auf frühe Weichenstellungen: bereits vor der Schwangerschaft in Form internalisierter Vorbilder, und nach der Schwangerschaft in Form naturalisierter Zuständigkeiten, die aber, wie das Beispiel von Fritz und Klara zeigt, umgepolzt werden können, wenn die Tätigkeiten und Zuständigen selbst in ihrer Genderspezifität hinterfragt werden. Dabei müssen männliche Partizipationswünsche mit weiblichen Abtretungen einhergehen (Hirschauer 2019). Fritz' Vorstoß endet beim Stillen, was einen Hinweis darauf gibt, welche Rolle Diskurse spielen, die etwa die Muttermilch als mehr oder weniger unersetzbar und das Stillen als essenziell unverzichtbare mütterliche Aufgabe veranschlagen (Rose et al. 2017). Ähnlich zeigen Müller und Zillien (2016) am Beispiel von Geburtsvorbereitungskursen, wie Elternschaft als genuin weibliche Aufgabe ›vorbereitet‹ wird. Im Rahmen unserer Soziologie der Schwangerschaft (Hirschauer et al. 2014: 256 ff.) konnten wir drei allgemeine kulturelle Axiome einer Gynisierung des Kinderkriegens und der Schwangerschaft identifizieren: 1. ›Frauen kriegen Kinder‹, weil dies, zusammen mit dem ebenfalls Frauen naturalisiert zugeschriebenen Kinderwunsch, eben zum Frausein gehört und ihre Geschlechtsklassifikation dies impliziert. 2. ›Die Frauen kriegen die Kinder‹ – sie sind die vorrangigen Adressaten der Fortpflanzungserwartung. 3. Eine Schwangerschaft findet in Frauen statt, sie hat ihren Sitz und ihre materielle Form in einem weiblichen Körper. Die elterliche Differenzierung geschlechtsungleicher Paare bewegt sich also auf stark ausgetretenen Pfaden der Naturalisierung, der sich Paare, selbst wenn sie wollen, nicht so leicht entziehen können. Im Vergleich zu geschlechtsgleichen Paaren, die von Anfang an zu zahlreichen bewussten Entscheidungen gezwungen sind, ereignet sich das Kinderkriegen im ›Heterorahmen‹ in vielen Hinsichten selbstverständlicher und entscheidungsfreier.

Aber vor dem Hintergrund verbreiteter Ideale egalitärer oder gar geschlechtsindifferenter Elternschaft sind auch geschlechtsungleiche Paare zunehmend bemüht, die traditionellen Formen elterlicher Differenzierung zu unterlaufen, um der kulturell vorgezeichneten Genderisierung und Asymmetrisierung ihrer Elternschaft entgegenzuwirken. Schauen wir uns genauer an, auf was sich diese Negationsbemühungen richten können. Im Verlauf der Schwangerschaft lässt sich ein Kontinuum von Fällen beschreiben, in denen sie entweder zur gemeinsamen Sache gemacht wird, die eine Interviewpartnerin auf die Formel »Mein Bauch gehört uns« brachte, oder aber den männlichen Partner zum Bystander der Schwangerschaft macht.

Betrachten wir eine Szene während der Schwangerschaft eines Paares. Fabian (30, Fotograf) und Sarah (27, Studentin) erwarten ein Kind. Sarah notiert in ihrem Tagebuch:

Gestern Abend im Bett. Fabian mit Blick auf meinen Bauch: »Was ist das eigentlich für ein Gefühl Mutter zu werden? Ist es nicht ein besonderes Gefühl Mutter zu werden?« Ich sage: »Ich habe nicht nur das Gefühl, Mutter wie Tausende andere auch zu werden. Ich habe mehr das Gefühl, dass wir Eltern werden, dass wir eine Familie werden. Ich fühle mich unserem Kind am nächsten, wenn wir zu dritt sind. Wenn wir im Bett liegen, deine Hand auf meinem Bauch. Das Kind gehört zu uns beiden.«

Fabians arglose Bewunderung von Sarahs körperlicher Verwandlung distinguert ihre Elternschaft gegenüber seiner und besonders ihre Mutterposition. Sie begegnet dem mit dem symmetrisierenden Deutungsmuster, dass ihre Schwangerschaft *beider* Elternschaft entstehen lässt und holt ihn aus seiner Beobachterposition zurück ins Zentrum – ein Fall sanfter Redelegation. Ein anderes Beispiel zeigt noch stärkere gemeinsame Bestrebungen einer geteilten Schwangerschaft:

Viola (39, Bibliothekarin): Er ist sehr dabei, hat von Anfang an mit mir diese ganzen Bücher gelesen, was sehr schön ist, weil man sich auch gemeinsam darüber lustig machen konnte (...). Er ist auch sehr fürsorglich, was mich angeht. (...) Wir haben die entscheidenden Untersuchungen alle gemeinsam gemacht, das war mir und das war auch ihm wichtig. (...) Man versucht die Aufgaben zu teilen. Wir haben das zum Beispiel so gemacht, dass er dann alle Krippenanmeldungen übernommen hat. (...) Da ist er glaube ich zum Vater geworden... Da stand er vor so einer Absperrung und ein kleines Mädchen stand vor ihm und hat gesagt »da ist ein Vater, da ist ein Vater« (mimt das verwunderte, mit dem Finger zeigende Kind). Weil er war der einzige Mann bei den ganzen Anmeldungen, die er gemacht hat. Und das war glaube ich für ihn prägend (lacht). (...) Er begleitet das mit mir und ist mit dabei, und natürlich machen wir auch Witze über seinen Bauch, das ist ja auch offenbar ein gängiges Klischee, also es gibt auch die Vermutung, dass er leicht zugenommen hat (lacht), ja, das ist so also eine Fürsorglichkeit, das finde ich am auffälligsten. Also so eine gesteigerte Wahrnehmung dafür, wie es mir geht, wie er mich unterstützen kann. Also man könnte sagen, sehr mütterlich (lacht laut).

So wie sich Viola »mütterlich« zum Ungeborenen verhält, wird auch die Partizipation des Vaters am Kind bzw. an der Schwangerschaft beschrieben: sehr nah dabei, fürsorglich, Rücksicht nehmend. Allerdings zeigt der lachende Unterton durchaus an, dass er »eigentlich« der Vater ist. Eine Distinktion als Vater findet auch statt, wenn er als Mann unter lauter Müttern auffällt. Viola stößt dagegen eine Kollektivierung unter Müttern zu, in deren Kreis sie aufgenommen wird:

Viola: Ich hatte den Eindruck, dass alle Frauen, die ich kenne, die selber schon Kinder haben, also schon mal schwanger waren, auf eine andere Weise plötzlich mit mir geredet haben als vorher. Das fing in der Familie an mit meiner Oma, mit der ich ein sehr gutes Verhältnis habe, das

wurde plötzlich noch mal intimer, als die von ihren eigenen Schwangerschaften erzählte. Genauso mit meiner Mutter und mit der Mutter meines Freundes – das war, als würde man praktisch in so eine Gemeinde aufgenommen, zu der man vorher nur so halb gehörte. Das fand ich ziemlich verrückt, und das hatte auch manchmal unangenehme Aspekte, wenn wir mit Leuten unterwegs waren, die Mütter waren und mein Freund war dabei, dass man den Eindruck hatte, er darf jetzt eigentlich nicht mehr mitreden, (...) als wäre diese Schwangerschaft tatsächlich was, was nur mich betrifft, und was nur wir Frauen untereinander regeln können. (...) Es ändert sich einfach was in der Art der Kommunikation und in der Beziehung, dass die von sich aus andere Themen anschneiden, von sich aus von Dingen erzählen, von denen sie sonst nicht erzählt hätten oder anders erzählt hätten, also das ist eher ein Tonfall, der sich ändert. (...) Es gab auch lange Jahre, wo man auch keine Lust mehr hatte, mit den Cousinen zu reden, weil die auch untereinander nur noch über Babywäsche geredet haben. Das war auch immer eine Welt, vor der ich Horror hatte (lacht), dass man plötzlich nur noch in diesen Kinderthemen sich bewegt.

Mütter bilden hier eine eigene ›Geschlechtsklasse‹ mit einer starken sozialen Grenze. Viola wird als biografische Nachzüglerin in sie aufgenommen. Sie erfährt die themenspezifischen Gespräche als Schließungsmechanismus, will aber gar nicht zum Klassenmitglied werden, da sie mit dem Eintritt eine Vereinnahmung befürchtet, der sie entgehen möchte. Sie erlebt diesen Prozess mit der Distanz einer Art Geschlechtsfremden, was sie zur verwunderten Beobachterin jener Inklusionsmechanismen macht, die sonst unter dem Deckmantel gesellschaftlicher Normalität verborgen bleiben: Teilhabe an intimem Schwangerschaftswissen gebärfahrener Frauen, Aufhebung von Berührungstabus und Emotionalisierung der Kommunikation, aber auch die Konstitution der Schwangerschaft als ›Frauensache‹, gegen die sie sich mit ihrer Vorstellung symmetrischer Elternteilhabe wehrt.

Eine Schwangerschaft bringt also nicht nur eine starke körperliche Asymmetrie ins Spiel, als eine kulturelle Statuspassage mit ihren naturalisierten Geschlechterklischees lädt sie zu einer weit darüber hinausgehenden Differenzierung ein, die die fetomaternalen Zweieinigkeit zwischen Austragender und Ungeborenem postnatal verlängert und fest schreibt. Je stärker solche kulturhistorisch trägen Mutterschaftsnormen veranschlagt werden, Elternschaft also mit einer Art Monopol versehen wird – sei es in Form männlicher Delegationen oder weiblichen Gatekeepings (Allen & Hawkins 1999) –, desto wahrscheinlicher werden traditionale Arbeitsteilungen weit über Schwangerschaft und Geburt hinaus. Die postnatale Arbeitsteilung geschlechtsungleicher Paare zugunsten weiblicher Hausarbeit und Kinderbetreuung – selbst dann, wenn sich Paare egalitären Idealen verschrieben haben und gewillt waren, diese

auch umzusetzen –, dieses »Rätsel der Retraditionalisierung« (Müller & Zillien 2016) geht auf ein Zusammenspiel verschiedener Faktoren zurück (s. Hirschauer 2019), die zum großen Teil hinter dem Rücken der Akteure für eine Gynisierung der Primärelternschaft sorgen.

5. Schluss: Asymmetrien werdender Elternschaft im Vergleich

Welchen analytischen Gewinn kann hier nun der Vergleich mit geschlechtsgleichen Paaren beitragen? Zunächst zeigen unsere (auch über die oben gezeigten hinausgehenden) Interviewdaten mit geschlechtsgleichen werdenden Elternpaaren, dass diese ihre Elternschaft nicht per se »gleicher« realisieren als geschlechtsungleiche Paare und zum Teil ähnliche bis identische Formen der Kinds- und Arbeitsteilung, auch mit hochgradig »traditionell« anmutenden Anteilen, entwickeln. Auch sie bilden ein Spektrum ab, das vom Einverdienerhaushalt mit entsprechender Konzentration von Haus- und Betreuungsarbeit bis hin zu äquilibristischen Modellen reicht, wie es unser oben dargestelltes Männerpaar anstrebt. Dies deutet darauf hin, dass die am Werk befindlichen Mechanismen zumindest zum Teil dieselben sind. So wirken sich biografische und insbesondere berufliche Altersunterschiede, wie wir bei Daniel und Rahid gesehen haben, ähnlich aus – allerdings ohne die bei »Heteropaaren« nach wir vor wirksame Attraktivitätsnorm eines Altersvorsprungs der Männer bei der Paarbildung, der Frauen im Hinblick auf Berufsbiografie und Einkommen mit hoher Wahrscheinlichkeit ins Hintertreffen geraten lässt (Hirschauer 2019: 18). Die Verschränkung von Alters- und Geschlechterdifferenz hat daher bei geschlechtsungleichen Paaren einen stark differenzierenden Effekt. Bei den Frauenpaaren (mehr als bei Männerpaaren) sind es dagegen biologische Altersunterschiede, die für die Entscheidung ins Gewicht fallen können, wer ein Kind (zuerst) austragen soll.

Alle drei Varianten haben es, sofern sie ihre Elternschaft nicht zu sehr ins Ungleichgewicht geraten lassen wollen, auf unterschiedliche Weise mit der Vermeidung eines Elternschaftsmonopols zu tun. Sie ist allerdings durch die kulturelle Gynisierung von Elternschaft und Rollenklischees besonders stark vorgezeichnet bei geschlechtsungleichen Paaren. Aber auch geschlechtsgleiche Paare haben es im Falle einer Zeugungsbeteiligung (im Unterschied zu Adoption oder Pflegschaft) mit unweigerlich handzuhabenden körperlichen Asymmetrien zu tun: Männerpaare müssen entscheiden, wessen Sperma verwendet werden soll, was eine entsprechende körperliche Verbindung auf der Basis des Wissens biologischer Abstammung beinhaltet, die dann nur einer der beiden Väter zum

Kind innehaben kann. Dasselbe gilt für Frauenpaare bei der Aushandlung und Entscheidung der Frage, wer ein Kind austragen soll. Hier ist über das Verwandtschaftsverhältnis hinaus die Erfahrung der Schwangerschaft im Spiel, deren fetomaternalen Einheit zwischen Austragender und Ungeborenem unterschiedlich stark besetzt werden kann.

Dies setzt sich postnatal in unterschiedlichen Stillarrangements fort. Über die Zeugungsbeiträge hinaus können aber auch andere Aktivitäten leibliche Verbindungen zum Kind stiften und mit Bedeutung aufgeladen werden: die pure Anwesenheit bei der Geburt, also beanspruchen zu können, jemanden von der ersten Minute an zu »kennen«, Formen des Stillens, Säuglingspflege (Wickeln, Baden), das Herumtragen und Schlafwiegen (die eigene Schlaflosigkeit), Trösten und vieles mehr. Angesichts sich pluralisierender Formen der Elternschaft bietet es sich an, eine »leibliche Elternschaft« vom reinen Verwandtschaftswissen abzukoppeln und stattdessen als ein Spektrum zu konzipieren. Es ist dann eine empirische Frage des »family making«, wie familialer Beziehungssinn hergestellt und triadisch ausbalanciert wird. Es können aber auch umgekehrt zeugungstechnisch unverzichtbare Beiträge, bis hin zum Austragen des Ungeborenen, weitgehend aus dem familialen Beziehungssinn und dessen Alltag ausgeklammert werden. Paare können es als weitgehend bedeutungslos rahmen, von wem das Sperma oder die Eizelle stammt bzw. mit wem ihr Kind genetisch verwandt ist, oder dies auf einer anderen (symbolischen) Ebene ausgleichen, etwa bei der Urheberschaft der Namensgebung. Und auch das Berufliche kann unter den Familiensinn gezogen werden, wenn die eigene Karriere vom Selbstzweck zur Verantwortung familialer Finanzierungssicherheit umgewidmet wird.

Eine spezifische Herausforderung für geschlechtsungleiche Paare kann darin bestehen, dass ihre realisierte Arbeitsteilung in der Außenwahrnehmung sehr schnell auf ihre Geschlechtsdifferenz zugerechnet wird, auch dann, wenn sie sich selbst gar nicht als Vertreter:innen etwa eines Rolle-Reversals oder eines traditionellen Modells verorten. Um diesen Zurechnungsaspekt besser einfangen zu können, werfen wir einen Blick auf ein weiteres Paar:

Bernd: Ich war froh, dass ich in der Arbeit war! (*Sabine:* ach!) Ich hab' in der Arbeit gesagt: »Oah, Erholung!« Es war wirklich die reinste Erholung. Ich hatte natürlich 'n schlechtes Gewissen (...). Klar hat mir das leidgetan und sie hat mir ja auch viel geschrieben und wir haben telefoniert. Also dass sie eben um eins immer noch im Schlafanzug da sitzt und überhaupt noch zu nichts gekommen ist. Aber die Hebamme kam ja dann auch einmal die Woche und wenn ich zu Hause war, hab' ich die Kleine ja dann auch meistens gleich übernommen.

Sabine: Ja aber ich glaub nicht, damit ich sie abgenommen krieg, sondern einfach so. Sonst kriegst du keinen Bezug. Dann hast du nicht mehr viel (*Bernd:* genau, damit sie auch Zeit mit mir hat). Dadurch, dass man

erst um sechs nach Hause kommt, hat man ja nicht mehr viel mit dem Kind, das find' ich halt so schade.

Bernd: Nur irgendwer muss ja dann auch das Geld verdienen, nich? Ich meine so Elterngeld is' ja auch nich so viel. Die zwei Monate am Stück Elternzeit hätte ich auch nicht machen können, weil wir das finanziell gar nicht mehr so gestemmt gekriegt hätten.

Es handelt sich um einen weiteren Auszug des Interviews mit Caro und Ronja, die wir hier einmal als Bernd und Sabine »umbesetzt« haben. Einige der Äußerungen dürften im (fingierten) Heterokontext vor dem Hintergrund zeitgenössischer Gleichheitsansprüche als mehr oder weniger unangemessen erscheinen. Gleichzeitig kann es zunehmend auch »Bernds« und »Sabines« geben, deren ungleiche Arbeitsteilung gar keiner traditionellen, sondern einer Post-Gender-Agenda folgt. Caro kann sich hier also nur deshalb so hemmungslos ihres Arbeitsplatzes als Rückzugsort vor dem Familienchaos erfreuen, weil das Arrangement qua Geschlechtsgleichheit als austauschbar formatiert ist und patriarchale Zu-rechnungen blockiert.

Die vergleichende Betrachtung der drei unterschiedlichen Besetzungen elterlicher Positionen zeigt auf, wie das Vater-Mutter-Dual als Form kulturell erwarteter Humandifferenzierung der Elternschaft jeweils unterschiedlich zum Tragen kommt. Für geschlechtsungleiche Paare gehört die körperliche Infrastruktur ihrer Ausstattung mit Fortpflanzungsorganen zu den emblematisch gesetzten Erwartungen ans Kinderkriegen und geschlechtsdifferenter Elternwerdung. So können Paare, die sowohl über Sperma als auch eine Gebärmutter verfügen,⁹ bereits ihren Kinderwunsch mit einer gewissen Natürlichkeit ausstatten, erst recht aber die sozial differenzierenden Wirkungen, die von ihrer Schwangerschaft ausgehen. Die Frage, welchen differenzverstärkenden oder -absorbierenden Umgang sie mit der ungleichen Verteilung der Schwangerschaft auf ihre Körper finden, teilen sie mit Frauenpaaren, aber unter anderen Vorzeichen. Für diese wird die Rolle der Austragenden zu einer Entscheidung der Paarbeziehung, da jeweils nur eine diese Funktion übernehmen kann. Die weibliche Besetzung beider Elternteile legt dabei eine stärkere Kollektivierung der Schwangerschaft nahe, als dies bei geschlechtsungleichen Paaren mit singulärer Mutterschaft der Fall ist. Während bei letzteren die Geschlechtszugehörigkeit eine Binnengrenze darstellt, an der sich die Differenzierung der Elternschaft kulturell ausrichtet, entspricht sie bei geschlechtsgleichen Paaren einer Außengrenze, die entweder

9 Dies gilt, solange sie nicht Verdacht schöpfen, ihre körperliche Ausstattung könnte Defizite aufweisen, die eine Schwangerschaft systematisch verhindern. Dann bringt die Frage, an wem es liegen könnte, einen weitere gemeinsam handzuhabende Asymmetrie ins Spiel. Siehe dazu Hofmann (2023), insbesondere Kap. 2.1.2.

Männer oder Frauen ausschließen kann. Dies kann unter Umständen in geschlechtsgleichen Elternschaften zu höherer Salienz der Geschlechterdifferenz führen als in geschlechtsungleichen.

Tendenziell verlangt die Vermeidung eines Elternschaftsmonopols bei Frauenpaaren (anders als bei Männerpaaren) eher danach, »zwei Monopole« nebeneinander, das heißt eine Art »Duopol« einzurichten, da Muttersein kulturell viel stärker mit einer bestimmten Form von Primärelternschaft assoziiert ist. So müssen etwa Männer in Heteropaaren ihre elterlichen Ambitionen im Wortsinn stärker an den Mann bringen, während Frauen ihre mütterliche Zuständigkeiten eher abtreten müssen, sofern sie nicht explizit zur dominanten Elternfigur werden wollen. Männerpaare stehen im Gegensatz dazu unter der kulturellen (Selbst-) Beobachtung, ob sie in der Lage sind, ein funktionales »mutterloses« Äquivalent dieser Primärelternschaft herzustellen.

Die kulturell erwartete und noch bis vor kurzem auch rechtlich verankerte Differenzierung von Elternschaft fordert geschlechtsgleiche Paare also strukturell heraus, weil sie deren Positionen nicht beide besetzen können: Männerpaare mit Kind sind in ihrer Außendarstellung etwa mit der Frage konfrontiert, wo und wer die Mutter des Kindes ist, Frauenpaare mit der analogen Frage, wer denn die »richtige« Mutter sei (Peukert et al. 2020). Für Geschlechtsungleiche Paare kann die Geschlechterdifferenz dagegen paarintern zum Problem werden, wenn sie zur sogenannten »Geschlechterfalle« wird und sie sich den naturalisierten Erwartungen ungleicher Elternschaft nicht ohne Weiteres vollständig entziehen können, selbst wenn sie dies anstreben (Grunow et al. 2007). Sie sind angesichts kulturell zunehmender Gleichheitsansprüche durch in das Elterndual nach wie vor eingelassene Asymmetrienerwartungen stärker herausgefordert. In diesem Sinne können geschlechtsgleiche Paare leichter den spätmodernen Egalitätserwartungen entsprechen, sind aber gleichzeitig noch mit ihrer Normalisierung als Familie beschäftigt. Ersteres kann dabei unter Umständen als Vehikel für Letzteres dienen.

Alle Varianten, die ich vergleichend aufeinander bezogen habe, haben wiederum gemeinsam, dass sie hintergründig mehr oder weniger stark an (Erwartungs-)Erwartungen der Vater-Mutter-Kind-Differenzierung orientiert sind. Dies sowohl normativ, etwa darin erkennbar, dass Spender oder Tragemütter sozial nicht vollends ausgeblendet werden sollen, als auch deskriptiv: werdende Eltern sind in ihrer Selbstbeobachtung nur schwer in der Lage, beobachtete Rollendifferenzierungen jenseits der Unterscheidung zwischen Vater und Mutter zu verorten. Die Geschlechterdifferenz der Elternschaft wirkt wie ein Sog, der alle möglichen Asymmetrien werdender Elternschaft auf ihr altüberliefertes Geschlecht (Mama oder Papa) zurechnen lässt. Eine sich hier abzeichnende kulturelle Option ist, dass sich die Semantik elterlicher Rollendifferenzierung von der personalen Geschlechtszugehörigkeit löst und stärker auf die Tätigkeiten

übergeht: Mutter bzw. Vater ist, wer mütterliche oder väterliche Tätigkeiten ausübt, unabhängig von seinem Geschlecht. Auch korpuslinguistische Studien weisen auf einen historischen Entdifferenzierungsprozess des Elterngeschlechts hin (Rosar 2025).¹⁰

Der Vergleich zeigt Familiengründungen und das Elternwerden als einen komplexen Handlungszusammenhang und die Geschlechterunterscheidung nur als einen von mehreren Antriebsfaktoren ihrer sozialen Differenzierung. Eine Entkopplung von ›doing gender‹ und ›doing parenting‹ entspricht damit nicht zwingend einer Symmetrisierung elterlicher Positionen. An der Kontrastierung mit Fällen geschlechtsgleicher Paarbeziehungen lassen sich die einzelnen Beiträge zur soziotechnischen Praxis der Familienherstellung besonders gut sichtbar machen. Die Vergleichsperspektive zeigt die Humandifferenzierung werdender Elternschaft als ein vielschichtiges Geschehen der Kombinatorik und Konvertierung unterschiedlicher Ungleichheitsfaktoren im Rahmen von Paarbeziehungen und deren Elternwerdung.

Literatur

- Alber, Erdmute (2014): *Soziale Elternschaft im Wandel. Kindheit, Verwandtschaft und Zugehörigkeit in Westafrika*, Berlin: Reimer.
- Allen, Sarah M./Hawkins, Alan J. (1999): »Maternal Gatekeeping: Mothers' Beliefs and Behaviors That Inhibit Greater Father Involvement in Family Work«, *Journal of Marriage and the Family* 61(1): 199–212.
- Bock, Jane D. (2000): »Doing the right thing? Single Mothers by Choice and the Struggle for legitimacy«, *Gender & Society* 14(1): 62–86.
- Bernard, Andreas (2014): *Kinder machen. Neue Reproduktionstechnologien und die Ordnung der Familie. Samenspender, Leihmütter, Künstliche Befruchtung*, Frankfurt/M.: Fischer.
- Bower-Brown, Susie (2022): »Beyond Mum and Dad: Gendered Assumptions about Parenting and the Experiences of Trans and/or Non-Binary Parents in the UK«, *LGBTQ+ family: an interdisciplinary journal* 18(3): 223–240.
- Dionisius, Sarah (2021): *Queere Praktiken der Reproduktion. Wie lesbische und queere Paare Familie, Verwandtschaft und Geschlecht gestalten*, Bielefeld: Transcript.
- Doucet, Andrea (2018): *Do men mother? Fathering, care, and parental responsibilities*, Toronto: University Press.

10 Rosar (2024) kann zeigen, dass die Lexeme ›Mutter‹ und ›Vater‹ in Bezug auf die Geschlechterunterscheidung einen Relevanzverlust erfahren haben – sie werden in zunehmend ähnlichen Kontexten verwendet. Noch stärker fällt dieser Effekt bei ›Papa‹ und ›Mama‹ aus, die sich in ihrer Gebrauchssemantik kaum mehr unterscheiden.

- Doucet, Andrea (2009): *Can Men Mother? Or is Mothering essentially Female?* The Vanier Institute of the Family, Transition Spring: 1–5.
- Franklin, Sarah (2013): *Biological relatives. IVF, stem cells, and the future of kinship*, Durham: Duke Univ. Press.
- Funcke, Dorett/Thorn, Petra (Hg.) (2010): *Die gleichgeschlechtliche Familie mit Kindern. Interdisziplinäre Beiträge zu einer neuen Lebensform*, Bielefeld: Transcript.
- Heimerl, Birgit/Hofmann, Peter (2016): »Wie konzipieren wir Kinderkriegen?«, *Zeitschrift für Soziologie* 45(6): 410–430.
- Grunow, Daniela/Schulz, Florian/Blossfeld, Hans-Peter (2007): »Was erklärt die Traditionalisierungsprozesse häuslicher Arbeitsteilung im Eheverlauf: soziale Normen oder ökonomische Ressourcen?«, *Zeitschrift für Soziologie* 36(3): 162–181.
- Heitzmann, Daniela (2017): *Fortpflanzung und Geschlecht. Zur Konstruktion und Kategorisierung der generativen Praxis*, Bielefeld: Transcript.
- Hirschauer, Stefan (2019): »Mein Bauch gehört uns. Gynisierung und Symmetrisierung der Elternschaft bei schwangeren Paaren«, *Zeitschrift für Soziologie* 48(1): 6–22.
- Hirschauer, Stefan/Heimerl, Birgit/Hoffmann, Anika/Hofmann, Peter (2014): *Soziologie der Schwangerschaft. Explorationen pränataler Sozialität*, Berlin: De Gruyter.
- Hirschauer, Stefan (2013): »Geschlechts(in)differenz in geschlechts(un)gleichen Paaren. Zur Geschlechterunterscheidung in intimen Beziehungen«, in: Wimbauer, Christine (Hg.), *Paare und soziale Ungleichheit*, Leverkusen: Budrich, 37–56.
- Hofmann, Peter (2023): *Paare in Kinderwunschbehandlung. Eine Ethnografie soziotechnischer Praktiken des Kinderkriegens*, Berlin: De Gruyter.
- Laqueur, Thomas (1992): *Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud*, Frankfurt/M.: Campus.
- Lege, Nora (2017): *Wie Kinder Männer und Frauen machen. Über die alltägliche Konstruktion von Zweigeschlechtlichkeit im Kinderkriegen*, Baden-Baden: Tectum Verlag.
- Martin, Emily (1993): »Ei und Sperma. Eine wissenschaftliche Romanze aus dem Stoff, aus dem die Geschlechterstereotypen sind«, in: Buchholz, Michael B. (Hg.), *Metaphernanalyse*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 293–310.
- Müller, Marion/Zillien, Nicole (2016): »Das Rätsel der Retraditionalisierung häuslicher Arbeitsteilung. Zur Verweiblichung von Elternschaft in Geburtsvorbereitungskursen«, *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 68(3): 409–433.
- Luhmann, Niklas (1988): »Frauen, Männer und George Spencer Brown«, *Zeitschrift für Soziologie* 17(1): 47–71.
- Padavic, Irene/Butterfield, Jonniann (2011): »Mothers, Fathers, and ›Mathers‹«, *Gender & Society* 25(2): 176–196.
- Pallotta-Chiarolli, Maria/Sheff, Elisabeth/Mountford, Ruby (2020): »Polyamorous Parenting in Contemporary Research: Developments and

- Future Directions«, in: Goldberg, Abbie E./Allen, Katherine R. (Hg.), *LGBTQ-Parent Families*, Cham: Springer, 171–183.
- Peukert, Almut/Teschlade, Julia/Motakef, Mona/Wimbauer, Christine (2020): »Richtige Mütter und Schattengestalten: Zur reproduktionstechnologischen und alltagsweltlichen Herstellung von Elternschaft«, in: Peukert, Almut et al. (Hg.), *Elternschaft und Familie jenseits von Heteronormativität und Zweigeschlechtlichkeit*, Opladen: Budrich, 60–76.
- Pfeffer, Carla A./Jones, Kierra B. (2020): »Transgender-Parent Families«, in: Goldberg, Abbie E./Allen, Katherine R. (Hg.), *LGBTQ-Parent Families. Innovations in Research and Implications for Practice*, Cham: Springer, 199–214.
- Pooley, Siân/Qureshi, Kaveri (Hg.) (2016): *Parenthood between Generations. Transforming Reproductive Cultures*, New York: Berghahn.
- Rosar, Anne (2024): *Genderlinguistik korpusbasiert. Zur sprachlichen Ent-/Differenzierung von Elternschaft und Geschlecht*. Dissertation, Johannes Gutenberg-Universität Mainz.
- Rose, Lotte/Seehaus, Rhea/Tolasch, Eva (2017): »Stillen als mütterliche Aufgabe. Ethnografische Einblicke in die Praxis der Stillberatung auf einer Geburtshilfestation«, *GENDER – Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft* 9(2): 46–61.
- Rupp, Marina (Hg.) (2011): *Partnerschaft und Elternschaft bei gleichgeschlechtlichen Paaren. Verbreitung, Institutionalisierung und Alltagsgestaltung*, Opladen: Budrich.
- Teschlade, Julia (2024): »Troubling ›the norm‹? Or, how to become a recognisable, visible gay parent through surrogacy: A comparative analysis of Israeli and German gay couples«, *The Sociological Review* 72(3): 548–569.
- Wimbauer, Christine (2021): *Co-Parenting und die Zukunft der Liebe. Über post-romantische Elternschaft*, Bielefeld: Transcript.